

# Eine ganz kurze Geschichte meines digitalen Lebens

1992: Freundschaftliche Kontakte zur Hamburger Künstlergruppe Ponton European Media Lab um Salvatore Vanasco, Ole Lütjens, Benjamin Heidersberger und Christian Wolff, die ihre interaktiven Projekte »Piazza virtuale« und »Van Gogh TV« auf der Documenta IX in Kassel präsentierten. Gewundert, bewundert, nichts verstanden.

1994: Uly Foerster und ein paar andere Verwegene gründen *Spiegel Online*. »Die Frittenbude«, sagen altgediente *Spiegel*-Redakteure herablassend, während das Heft ein »Feinschmecker-Restaurant« sei. Ich arbeite beim Feinschmecker-Restaurant, finde die Frittenbude aber cooler.

1994: Das erste Mobiltelefon, ein Siemens S4 – »der Knochen mit Ausziehantenne«. Anfänglicher Stolz schlägt in Skepsis um. Permanente Erreichbarkeit und ungeduldige Chefs sind eine toxische Kombination. Besorgniserregende Meldungen über Hirntumore durch zu viel Handykonsum.

1995: Zum ersten Mal Streifen auf einem Dienst-Bildschirm gesehen. Nach Ewigkeiten erscheint die Webseite der Suchmaschine Lycos. Oder war es Altavista? Das soll bahnbrechende Zukunftstechnologie sein? Enttäuschung.

1996: Meine Berichte von den Olympischen Spielen in Atlanta werden statt Fax via Internet nach Hamburg und wieder zurück übertragen. Nicht schlecht.

1997: Erste Kollegen geben mit einem Nokia 9000 Communicator an, »die Klappstulle«. Neid.

1998: Erwerb eines sündteuren Newton PDA, eine Art frühes iPhone, noch ohne Telefonie, Internet und Touchscreen. Fehlinvestition.

1999: Erwerb von Teldafax- und Biodata-Aktien am Neuen Markt. Herbe Verluste. Bedeutung des Begriffs »Hausfrauen-Hausse« gelernt.

2000: Als Chefredakteur von MAX (mit Christian Krug) in der online-affinen Verlagsgruppe Milchstraße gearbeitet. Erste Video-Konferenz.

2001: Mein erster iPod. Besitzerstolz wie beim ersten Auto.

2002: Start in die Freiberuflichkeit. Zufällig Online-Pornografie entdeckt und aus rein journalistischem Interesse eine Weile verfolgt.

2004: Start einer Läufer-Kolumne unter dem Pseudonym Achim Achilles auf *spiegel.de*. Glücksgefühle wegen unkomplizierter, hierarchieflacher Zusammenarbeit.

2006: Mit Sebastian Esser das Medien-Magazin *Vi.S.d.P.* herausgegeben, bis 2012 von Papier auf digital transformiert.

2007: Mein erstes iPhone. Avantgarde-Gefühl.

2008: Gründung der Achim Achilles Gesellschaft für Bewegung mbH. Ziel: Weltherrschaft beim Thema Laufen und Ausdauersport.

2008: Bei Facebook gestartet. Anfängliche Euphorie, dann Langeweile.

2009: Bei Twitter gestartet, während des Arabischen Frühlings im Jahr darauf schätzen gelernt. Seitdem Suchttendenzen.

2010: Gründung des Start-ups *Spredder* mit Sebastian Esser. Ziel: Weltherrschaft bei der Zweitverwertung von Texten.

2011: Gründung der Achilles-Läuferliste. Ziel: Weltrangliste aller Hobbyläufer. Leider Flop.

Die Deutsche Post führt *DieRedaktion* und *Spredder* zusammen.

Gründung des E-Book-Verlags *Mano*. Wieder kein Imperium.

2012: Eigene Website doch nicht auf Wordpress umgestellt.

2013: Instagram nicht verstanden und verpennt.

2014: iPhone abgeschafft. Zurück zum Offline-Handy. Überzeugt, Anführer einer Bewegung zu sein. Einstieg als Lauf-Influencer verpennt.

2015: Erwerb eines Samsung-Tablets. Fest entschlossen, das ganze Leben von iOS auf Android umzustellen. Schwachsinnige Idee. Fazit: Systemwechsel, egal in welche Richtung, ist möglich, aber unsinnig. Nichts als Ärger.

2016: Erstmals bei Airbnb gebucht, eine Boots Kajüte im Hafen von Bristol.

2017: Erster Achilles-Podcast mit Frank Joung.

2018: Ende der Achilles-Kolumne nach etwa 500 Folgen bei *spiegel.de*. Wehmut und Befreiung, war einfach ausgelaufen.

2019: Projekt »Netzentdecker« für die Brost-Stiftung in Essen. Digitale Fortbildung und Neuanfang: zurück zum iPhone, zurück zu iOS.

TikTok versucht – keine Bindung gefunden. Schlechtes Gewissen.

Twitch versucht – keine Bindung gefunden. Weniger schlechtes Gewissen.

Asana versucht – keine Bindung gefunden. Kaum schlechtes Gewissen.

Slack versucht – keine Bindung gefunden. Kein schlechtes Gewissen.

Podcast versucht – Spaß gefunden.

2020: Ein gutes Vierteljahrhundert Internet. Auf die umweltfreundliche Google-Alternative Ecosia umgestellt. Neue Webseite. Das iPhone meldet: „1 Stunde und 6 Minuten“ täglicher Bildschirmzeit. Da geht noch was.

## »Aber Google Maps sagt ...«

*Der Vater will sich analog orientieren, die Kinder vertrauen blind dem Navi. Protokoll einer alltäglichen Verwirrung und das Fazit: Nichts ist gut oder schlecht, nur weil es digital ist.*

Wie haben wir es früher eigentlich geschafft, in die richtige Richtung zu fahren, ohne dass uns eine Computerstimme jeden Meter diktiert?

Mein großer Sohn hockt auf dem Beifahrersitz. Wir machen Urlaub in Israel und sind unterwegs von Haifa Richtung Golan. Junge Israelis betreiben in der Wüste eine Hippie-Kooperative mit hochmodernem Internethandel. Das will ich mir anschauen.

Die grobe Richtung unserer Fahrt: Osten, dorthin, wo die Sonne aufgeht. Weil Mittag ist, müsste die Sonne von Süden scheinen, sagt mein innerer Pfadfinder, also auf der rechten Seite des Autos. Leider steht sie links. Ich werfe einen fragenden Blick zum Co-Piloten. Selbstbewusstes Räuspern, dann die Meldung: »Alles super.«

Wenig später passieren wir das Ortsschild von Haifa, jener Stadt, die wir vor einer guten halben Stunde verlassen haben. Der Sohn dreht das Smartphone und stammelt »... aber Google Maps ...«. Die Chefin hat von der Rückbank aus in die zweite von drei Quengelstufen hochgeschaltet. Leiser Boomer-Triumph beim Piloten.

Wir erleben eine weitere Folge der epischen Serie »Analoger Vater vs. Super-Navi«. So viel darf ich verraten: Das Super-Navi hat selten eine Chance, was die Kinder nur schwer ertragen. Ich wende schweigend und navigiere nach den Karten im Reiseführer, den wir in Papierform mit uns führen. Relikt früherer Reisen. Mal sehen, wie weit wir kommen.

Denn dummerweise sind die jungen Israelis von der Hippie-Kooperative digital ähnlich verseucht wie unsere Kinder. Als ich vor vier Wochen per Mail fragte, welcher Weg denn der beste sei, lautete die Antwort: »Meldet euch, wenn ihr losgefahren seid.« Sie hätten uns auch einfach die Adresse verraten können. Ich frage mich in unbekanntem Gegenden gern durch. Meistens ist es lustig.

Also gut: Wir sind jetzt losgefahren, sogar mehrfach. Dann melden wir uns mal. Widerwillig tippt mein Co-Pilot die Nummer. Telefonieren ist das neue Faxen; das mögen die jungen Leute nicht.

Tatsächlich geht jemand ran. Höfliches Geplauder. »Er sendet uns die Koordinaten ...«, sagt der Sohn glücklich: »Haben wir Waze?« Das ist ein israelisches Navigationsprogramm, und nein, wir haben Waze nicht. Da könnte man sich jetzt die App laden, andererseits wollen wir ja nur diese eine kleine Adresse.

Nächster Anruf. Was tun ohne Waze? Man einigt sich auf WhatsApp. Weil die Nummern im Display nicht angezeigt werden, diktiert mein Sohn geduldig seine Mobilfunknummer, eine deutsche, was bedeutet, dass die Kosten für die Telefoniererei schon jetzt den Gegenwert einer guten Flasche Wein übersteigen, bei einer Luftlinie von knapp 30 Kilometern.

Mein Sohn diktiert seine Nummer erneut, offenbar lag ein Zahlendreher vor. Die Chefin macht von der Rückbank technische Anmerkungen. Und ich verstehe, warum die Milliardäre aus dem Silicon Valley ihre Kinder auf WLAN-freie Waldorfschulen schicken, wo sie mit einem Stück Holz klarkommen müssen.

Wir fahren und warten. Keine WhatsApp. Keine Koordinaten. Hektische Kontrolle der Vitalfunktionen: Haben wir Netz? Akku? Datenvolumen? Früher reichte es zu atmen.

Nächster Anruf, nächste Flasche Wein.

»Irgendwas klappt nicht. Ob wir auf Facebook sind ...«, fragt mein Kind, das nur Instagram kennt.

»Dann müsste ich mein Smartphone rausholen«, sage ich: »Kann er nicht einfach die Adresse ...?«

Wenn das so weitergeht, sind wir eher bei Assad in Damaskus als bei den Hippies.

»Er beschreibt jetzt den Weg«, sagt mein Sohn: »Den ersten Kreisverkehr im Ort am Olivenbaum verlassen und dann noch 50 Meter.«

Und weiter? Nichts weiter. Am Olivenbaum abbiegen. Das war's. Diese Information hätte man vor vier Wochen mit wenigen dünnen Worten in die Mail schreiben oder aber während der letzten halben Stunde Datenaustauschversuch in einem Satz mitteilen können.

Während das Kind angestrengt auf den Bildschirm guckt, biege ich in den Kreisverkehr. »Da ist der Olivenbaum«, sage ich.

»Stimmt«, sagt das Kind und blickt auf: »Der sieht so aus wie im Internet.«

Bin ich ein Technikfeind, weil ich diese Art der Navigation für ein hirnloses Verschleudern von Geld und Energie halte? Was ist bitte modern daran, mit einem immensen Aufwand von Technik und Zeit und Geld eine läppische Information am Ende nicht zu übermitteln? Jede Brieftaube wäre zuverlässiger gewesen.

Darf ich mich über diese merkwürdige Realitätsverschiebung aufregen, dass das Echte erst für wahr genommen wird, wenn es auch im Internet zu finden ist? Nein, darf ich nicht. »Boomer«, sagen die Kinder, wenn ich meckere.

Nur was im Netz steht, ist wahr, finden unsere Kinder, dort fühlen sie sich zu Hause. Die echte Welt – Eltern, Lernen, Sport, Wetter, Adresse-Merken – erscheint ihnen dagegen als Lästigkeit, die notgedrungen zu absolvieren ist, bis man endlich wieder eintauchen kann ins Reich der Dopamine, wo alles warm ist, lustig, spielerisch.

Früher (ich weiß: ein Satzanfang, den man dosiert einsetzen sollte), früher diktierten Knappheit und mögliche Fehlerquellen unser Handeln. Alles war teuer, Telefongebühren, Faxgerät, Thermopapier. Und immer kam was dazwischen. Deswegen hätte ich der Kooperative früher ein Fax geschickt, und zwar nur ein Blatt. Denn wir waren froh, wenn wenigstens eine Seite problemlos eingezogen und wieder ausgespuckt wurde.

Die Israelis hätten wiederum auf ihrem einseitigen Antwort-Fax sowohl Adresse als auch Anfahrt angegeben, die heute irgendwo auf ihrer Webseite verborgen sind. Ich hätte also die Chance gehabt, als selbstbestimmtes Subjekt zur Hippie-Kooperative zu steuern, mit der Sonne zur Rechten und der Landkarte auf den Knien des Beifahrers. Am Abend vorher oder beim Frühstück hätte ich mir die Strecke schon mal angeguckt. Ich gestehe, diese Konstellation war auch nicht immer konfliktfrei.

Das Navi macht mich zu einem ferngesteuerten Objekt. Ich verlasse mich gutgläubig auf eine vermeintlich allwissende Technik. Die Tugend des Planens gilt unserem Nachwuchs als Charakterschwäche. »Kann man doch ganz einfach ...« – das stimmt meistens sogar. Denn im Reich des Immateriellen gilt das Gesetz des Überflusses, ob für Fotos, Musik, Datenvolumen. Warum planen, denken, effizient sein? Ist doch alles immer sofort da. Genau das ist das Problem. Unbegrenzter Speicherplatz führt zu manischem Horten. Und dann zum Verlust des Überblicks. Das Fax war nicht wegen seiner Technologie so wichtig, sondern als ein Kanal, dessen Enge zur präzisen Mitteilung zwang.

Als wir unsere Gastgeber hinterm Olivenbaum gefunden und Tee getrunken hatten, schauten wir uns im Warenlager der Kooperative um. Die jungen Menschen verschickten ökologisch und sozial verträgliche Kleidung in alle Welt, nicht unbedingt hübsch, aber mit gutem Karma. Natürlich kauften wir was.

Nun ging es ans Bezahlen. Und die Navi-Story wiederholte sich. Weil digitalisierte Reisende kein Bargeld mit sich führen, versuchte ich zunächst meine Kreditkarte. Doch das Lesegerät verschmähte mein Plastikgeld. Na gut, dann eben PayPal. Leider hatte nur die Chefin der Kooperative einen Zugang zum elektronischen Bezahlungssystem, war aber nicht zu erreichen. Eine halbe Stunde lang aktivierte ich wechselweise PayPal oder versuchte mit der Kreditkarte erneut mein Glück. Der junge Mann klickte sich durch Webseiten mit Hilfetexten. Und immer wieder das Checken aller Vitaldaten: Waren wir online? Hatten wir Akku? Router-Stecker raus, wieder rein.

Als wir die bescheidene Summe nach einem weinflaschenteuren Anruf bei meiner Bank endlich transferiert hatten, ächzte unser junger Verkäufer, dass dieses Bargeld früher ja auch nicht schlecht gewesen sei.